

● **Am 2. Juni 1967 wurde bei einer Anti-Schah-Demonstration der Student Benno Ohnesorg erschossen. Soweit der Protest der Studenten überhaupt der Rang geschichtlicher Bedeutung zuerkannt wird, gilt das Datum des Todes von Ohnesorg am 2. Juni 1967 als ihr eigentlicher Beginn.**

● **Von den Erfolgen der APO zehren wir trotz Terrorismus noch heute: Kindergärten, Wohngemeinschaften, Psychoanalyse-Renaissance - insgesamt mehr Liberalität.**

● **Die Stimmung der damaligen Zeit soll rekonstruiert werden, um sich einen Moment zu vergegenwärtigen, was vor 40 Jahren in der Bundesrepublik und West-Berlin los war.**

● **Gerald Mackenthun war gut 25 Jahre Wissenschaftsjournalist in Berlin. Der 1950 geborene Politologe und Psychologe studierte Anfang der 70er Jahre am politisch**

Vor 40 Jahren wurde der Student Benno Ohnesorg in Berlin erschossen

Gerald Mackenthun

Am 2. Juni 1967, abends, wurde in Berlin der Student Benno Ohnesorg bei Demonstrationen gegen den Schah von Persien von einem Berliner Polizisten erschossen. Obwohl die Studenten von Mord sprachen, war es doch eher ein zufälliger Tod, einer, der auch Monate vorher oder hinterher oder auch nicht hätte geschehen können, aber da er geschehen war, entscheidende Bedeutung erlangte, weil sich in ihm die Antagonismen der Zeit von vor 40 Jahren überdeutlich und schmerzhaft abzeichnete. Ohnesorg war zuvor keine zentrale Figur gewesen, doch er wurde Symbolfigur jener tiefgreifenden Bewegung, die die deutschen Studenten nicht nur in Berlin erfasst hatte, und die von der älteren Generation, von den Behörden und staatlichen Repräsentanten kaum begriffen wurde.

An jenem 2. Juni 1967 waren Berliner Senat und Polizei etwas nervös wegen des Besuchs des Schahs von Persien und Farah Diba in der Stadt. Am Abend zuvor hatten 3000 Studenten in einem Teach-in im Auditorium Maximum der Freien Universität dem Schriftsteller Bahman Nirumand zugehört, der über die Schreckenstaten der SAVAK informierte, der persischen Geheimpolizei. Von ihren Eltern mit demokratischem Pathos erzogen, forderten die Studenten auf ihrem Protestzug zum Rathaus am nächsten Mittag von den gewählten Vertretern Berlins, den Schah wieder auszuladen. Es war für die Studenten unerträglich mit anzusehen, wie der Repräsentant eines mörderischen Regimes von der demokratischen Spitze der Stadt empfangen wurde, als sei dies die selbstverständlichste Sache der Welt.

Eine aufgeputschte moralische Aufrichtigkeit wurde konfrontiert mit schahfreundlichen Schlägertrupps, die unter dem Schutz der Polizei auf Demonstranten einprügelten, und einer Treibjagd der

¹ Nachtrag Mai 2009: Wie wäre die Geschichte der Bundesrepublik verlaufen, hätte man damals gewusst, dass der Polizist Jens Kurass im Dienst der SED stand, als er Benno Ohnesorg erschoss? Manche Radikalisierung wäre uns erspart geblieben. Die politische Instrumentalisierung des Todes von Ohnesorg hätte nicht funktioniert. Vor allem der Vorwurf des fortdauernden „Faschismus“ in der Bundesrepublik wäre nicht so schnell, nicht so bedenkenlos erhoben worden. Nach damaligen Sprachgebrauch wäre der Todesschütze kein „Faschist“ gewesen, sondern ehrenwerter Kundschafter des von vielen Linken tolerierten oder gar bewunderten „realen Sozialismus“. Hätten die Sprecher der Linken den SED-Staat angeklagt? Wohl nicht, aber es wäre wohl unmöglich geworden, den westdeutschen „Faschismus“ als Urheber zu benennen. Theodor W. Adorno und Gudrun Ensslin hätten nicht ihre Brand-Reden halten können. Ohnesorgs Tod war doch eher zufällig. Zufall in der Geschichte bedeutet immer eine Demütigung für den sinnsuchenden Menschen. Vielen will nicht in den Kopf, dass es ein junger Holländer an der Grenze zum Schwachsinn allein den Reichstag anzündete, oder dass ein bindungsgestörter Lee Harvey Oswald als Einzeltäter den amerikanischen Präsidenten John F. Kennedy ermorden konnte, dass ein für die Stasi spitzelnder, autoritär gestrickter West-Polizist aus Wut einen harmlosen Studenten erschoss. Der verbohrt Teil der Achtundsechziger wird eingeholt von Wahrheiten, die ihre Selbstinterpretation aushebeln weiter aushebeln wird.

**unruhigen Otto-Suhr-
Institut der Freien
Universität Berlin.**

Berliner Polizei am Abend auf Demonstranten und Passanten, in dessen Verlauf Ohnesorg, während drei Polizisten auf den 26jährigen einprügelten, von Polizeimeister Karl-Heinz Kurras von hinten in den Kopf geschossen wurde.¹

Soweit der Protest der Studenten überhaupt der Rang geschichtlicher Bedeutung zuerkannt wird, gilt das Datum des Todes von Ohnesorg am 2. Juni 1967 als ihr eigentlicher Beginn. Dies war der Tag X, der Katalysator einer Revolte, in der es zeitweise um nichts weniger ging als um den Versuch einer Revolution.

Die Obrigkeit, die Springer-Presse und die "schweigende Mehrheit" stellten sich nicht aus Opportunität, sondern offensichtlich aus Überzeugung hinter die Polizei und den Schah, der verantwortlich war für den Tod von Hunderten von Regimegegnern. Behörden und Regierung fielen den "Jubelpersern" nicht in den Arm.

An der Brutalität des polizeilichen Vorgehens meinten die Studenten ablesen zu können, daß die Wiedergeburt des Faschismus nicht nur in Vietnam, Korea oder Lateinamerika drohte. Konnte nicht jeder Student bei jeder Gelegenheit das nächste Todesopfer sein? War dieser Staat nicht in sich verfault, auch 20 Jahre nach Kriegsende zerfressen von einem latenten faschistischen Geisteshaltung? So fragten sich die Studenten in Versammlungen auf dem Campus, bei den vergeblichen Demonstrationen zum Rathaus, beim Flugblattverteilen auf dem Ku-Damm. Die Phantasie vom "Bewaffneten Kampf" wurden am Abend der Ermordung Benno Ohnesorgs geboren, in der Angst und auf der Flucht vor der Polizei.

Am 8. Juni wurde der Sarg mit der Leiche Ohnesorgs in einem Autokonvoi nach Hannover überführt. Ein Tag danach fand dort der Kongreß "Bedingungen und Organisation des Widerstands" statt, ein bundesweites Treffen von 5000 Studenten und Dozenten, die sich der antiautoritären und sozialistischen Studentenbewegung zurechneten. Das letzte Treffen, auf dem die Linken verschiedener Fraktionen der Protestbewegung miteinander argumentierten, war nach Meinung der damaligen Aktivisten die heute fast völlig unbekannte Arbeitskonferenz der "Roten Pressekorrespondenz" im Dezember 1969 in Berlin. Dazwischen ungefähr lagen jene zweieinhalb Jahre, die heute als Studentenbewegung und Außerparlamentarische Opposition (APO) bekannt sind.

In dieser kurzen Blütezeit waren APO und die Studentenbewegung ein einzigartiger Schmelztiegel verschiedenster Phänomene, von denen viele aus dem Ausland kamen: Die Anti-Vietnam-Bewegung der amerikanischen Studenten, atheistische Beatniks und religiöse Hippies, Schwarzenaufstände in den Gettos, die chinesische Kulturrevolution, Befreiungskämpfe in Lateinamerika. Zu den innenpolitischen Entstehungsbedingungen der Bewegung zählen die Anti-Atom-Bewegung, die Ostermärsche, die Große Koalition und die Notstandsgesetze, ebenso die langen Haare, Rockmusik, die Beatles, Jimi Hendrix und das Haschisch - eine einzigartige Mischung mit sich gegenseitig beeinflussender Wirkung.

Die Anfänge der APO

Aufbruch im Kleinen gegen das Bürgertum gab es schon vor 1967. Die Ideen der "Subversiven Aktion", einem kleinen Kreis in der Nachfolge der Dadaisten, beeinflusste die APO-Phase entscheidend. Mit Ulk und Ironie versuchte der elitäre Zirkel, die Kleinbürger der

bundesdeutschen Wohlstandsgesellschaft aus ihren Wirtschaftswunderträumen zu rütteln. Die Kritik der Werbung und der Warenwirtschaft basierte auf der Kritik der Propaganda des Nationalsozialismus, wie es die Professoren Adorno, Horkheimer und Marcuse vorgeführt hatten.

Als Hebel der Repression entdeckten kleine Studentenzirkel die Unterdrückung aller vitalen Triebe, insbesondere der Sexualität. "Alle sind unfrei unter dem Schein, frei zu sein" und "Freiheitsberaubung wird als organisiertes Vergnügen geliefert", lauteten einige Schlagworte. Aber "Kritik muß in Aktion umschlagen", hieß es bei den Subversiven, so könne die Herrschaft der Unterdrückung entlarvt werden. Die Subversiven probten die spielerische Variante, den harmlosen Ulk, das Lächerlichmachen des pompösen, humorlosen Machtapparats.

Äußerst wichtig wurde der Sozialistische Deutsche Studentenbund SDS, eine SPD-Gründung von 1949, der wegen Linksradikalität aus der Partei 1961 ausgeschlossen wurde. Er vertrat, im Gegensatz zur Subversiven Aktion, die ernste, theoretische Variante der modernen Aufklärung und erschien oft als ein verbalradikaler Diskutierverein. Rudi Dutschke und viele Subversive traten mit dem Ziel der "Unterwanderung" in den SDS ein, aus taktischen Gründen, um dem zahmen Verein Beine zu machen. An Anlässen für Proteste fehlte es nicht. Schon 1965 veranstaltete der Vietnam-Arbeitskreis des SDS Informationsabende vor einem zahlenmäßig winzigem Publikum, gemessen an den Zuschauerzahlen der „Tagesschau“, die mehrmals die Woche aus ausschließlich amerikanischer Sicht berichtete.

Es galt, gegen Nazi-Richter zu protestieren, die nach wie vor im Amt waren. Viele Länder der Erde versuchten sich in den 60er Jahren vom Kolonialismus zu befreien und gegenüber den Industriestaaten eine unabhängigere Haltung einzunehmen. Der Unterschied zwischen Arm und Reich auf dieser Erde war nicht zu übersehen: Weil wir satt sind, hungern die Menschen in den armen Regionen. Die Studenten solidarisierten sich mit diesen Befreiungsbewegungen so gut es in einem Wohlstandsland eben geht.

Eine Eskalation der Auseinandersetzungen war die Sprengung der Filmvorstellung von "Africa Addio", einem kruden Sittengemälde vom schwarzen Mann und vom weißen Söldner. Das Kino wurde mit Stinkbomben auf Tage hinaus verseucht, die erste geplante und gezielte Sachbeschädigung.

Erwähnenswert sind die mehrstündigen Straßenschlachten nach dem Konzert der Rockgruppe Rolling Stones ("I can get no Satisfaction") auf der Berliner Waldbühne am 15. September 1965. Erwähnenswert, weil die Springer-Zeitungen, allen voran "Bravo", wochenlang vorher die Stimmung unter Hinweis auf die "härteste Rockband der Welt" angeheizt hatte. Verängstigt brachen die Stones nach nur vier Songs ihr Konzert ab, woraufhin die Fans die Waldbühne auseinandernahmen. Damit hatten die Springer-Leute nicht gerechnet.

Noch interessierte sich die Mehrzahl der Studenten für andere, vor allem universitäre Themen. Der Publizist Erich Kuby sollte 1965 einen Vortrag halten, was die Leitung der Freien Universität unter Rektor Hans-Joachim Lieber verbot, weil Kuby Jahre zuvor einmal bezweifelt hatte, daß die Freie Universität (FU) so frei sei, wie ihr Name suggeriere. Hier wurde offensichtlich eine alte Rechnung beglichen, die Redefreiheit begrenzt und das Grundgesetz mißachtet. Im Juni demonstrierten in Berlin 10 000 Studenten gegen den "Bildungsnotstand". Es ging schon damals um die Abschaffung der Zwangsexmatrikulation (die jenen drohte, die etwas länger für ihr Studium brauchten) und um die Wiedereinstellung

des Politologieassistenten Ekkehart Krippendorf. Rektor Lieber wies alle Bitten ab, verweigerte die Diskussion und holte die Polizei.

Man kam an die Universität, um sich die bürgerlichen Ideale von Freiheit, Aufklärung und Brüderlichkeit anzueignen. Stattdessen wurden die Studenten immer wieder mit einer autoritären Kümmerform von Demokratie konfrontiert, die so gar nicht zu den Sonntagsreden der Politiker passen wollte. Wenn die Studenten in ihren eigenen Angelegenheiten nichts zu sagen haben, welchen Sinn haben dann Demokratie und Studium? Die Studenten konnten sich nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Uni noch gänzlich vom Autoritarismus - und damit, wie sie meinten, der Vorform des Faschismus - geprägt war.

Der langhaarige Typ, der auf eine Karriere pfeift, tauchte erst später auf. Die politisch aktiven Studenten von damals waren belesene, sprachgewandte junge Männer, die selten ohne weißes Hemd und Krawatte zum Studium gingen und sich gegenseitig siezten. Der Rektor wurde mit "Ehrwürdige Magnifizienz" betitelt. Die Studentinnen trugen auch auf Demonstrationen Röcke und liefen in Pumps. Die Kapazitäten der Räume und Lehrangebote sollten erweitert, die Lerngruppen verkleinert, die Studienberatung verbessert werden. Im Konflikt um Kuby hieß es schon etwas drängender: "Es geht uns darum, daß Entscheidungen, die die Studenten betreffen, demokratisch nur unter Mitwirkung der Studenten getroffen werden." Die Studenten wollten ihr Studium und damit ihr Leben selbst in die Hand nehmen, weil die Professoren ihnen kein Weg in die Berufspraxis weisen konnten, man wollte heraus aus der müden Bereitschaft, nach dem Studium als Objekt im Produktionsprozeß zu leben, Arbeit leidend zu erdulden.

Von Amerika herüber kam der Protest gegen den Vietnamkrieg, anhand dessen politisches Gangstertum und Militarismus überdeutlich ins Auge sprangen. Die Studenten hatten die Zeit, Propaganda und Lügen des „US-Imperialismus“ und seiner willigen Helfer in der Bundesrepublik ausreichend zu reflektieren. Für demokratisch erzogene, sensible junge Menschen war es nicht auszuhalten, nur darüber zu lesen und nichts zu tun. Sanft, milde, geduldig, so wandte sich der SDS in der Anfangsphase des Vietnamkriegs an die Bevölkerung: Bitte entschuldigen Sie daß wir sie mit einer Demonstration und Flugblättern aufgehalten haben, konnte man lesen.

Aber gegen die Gleichgültigkeit des Spießers war kein Ankommen. Schon wieder demonstrieren? Das Ritual starb den Tod der Gewöhnung, die Provokation mußte gesteigert werden, hart und beleidigend sein für das satte Bürgertum und die Amerikaner. Das Ergebnis war ein Plakat, das mit den Worten begann: "ERHARD UND DIE BONNER PARTEIEN UNTERSTÜTZEN MORD" und das endete: "AMIS RAUS AUS VIETNAM". Die Sitzblockade vorm Café Kranzler an West-Berlins beliebtester Straßenkreuzung wurde von der Polizei auseinander geknüpelt. Die FU-Leitung verhängte ein Raumverbot für alle politischen Veranstaltungen, wogegen über 3000 Studenten im FU-Hauptgebäude mit einem zehnstündigen Sit-in protestierten.

Die Bewegung der Studenten verdankte ihrer zeitweiligen Durchschlagskraft dem Bruch mit der "Kultur des Gehorsams" ihrer Eltern, die pauschal als "die Nazigeneration" bezeichnet wurde. Erstmals wurde die Diskussion wichtiger als die Autorität des Professors, das Argument sollte mehr gelten als der Status. Die jungen Intellektuellen waren derart begeistert von den Möglichkeiten eines rationalen Diskurses unter (scheinbar) Gleichen, dass für kurze Zeit die Diskussion zu *der* Form der Wahrheitssuche schlechthin aufstieg. Das Ritual studentischer Treffen sah "gnadenlose Generaldebatten bis zur endgültigen Klärung aller

Fragen" vor, die sich oft bis in den frühen Morgen hinstreckten. Auf dem berühmtesten Plakat des SDS prangten 1967/68 die Köpfe von Marx, Engels und Lenin auf knallrotem Untergrund. In dicken Lettern, eine Bundesbahn-Werbung persiflierend, trumpten die Studenten auf: "Alle reden vom Wetter. Wir nicht. SDS." Die meisten "Etablierten" kamen mit den neuen Formen der Auseinandersetzung nicht zurecht. Mit den Worten "Ich will mich dem Druck der Straße nicht beugen" verschwand so mancher Professor eilig durch die Seitentür.

Im April 1967 wurden elf Kommunisten verhaftet unter der Beschuldigung, ein Puddingattentat auf den zu Besuch weilenden US-Vizepräsident Humphrey geplant zu haben. Neue Demonstrationen gegen das Amerikahaus, neue Verhaftungen, Prügeleien, neue Sanktionsmaßnahmen gegen FU-Studenten, weitere Besetzungen, nächtliche Sit-ins, die Gründung des "Republikanischen Clubs", Vorlesungsboykotts, Institutsbesetzungen - nur die ersten Aktionen haben sich dem Gedächtnis eingepägt, später sind sie ohne Zahl. Sie ersetzten zunehmend die inhaltliche Diskussion und forcierten stattdessen die Auseinandersetzung mit den staatlichen und universitären Machtorganen. Es gab einen Heißhunger nach 'action', nach einem ständigen, mäßigen Chaos.

Militanz und Hass

Speiste sich die Studentenbewegung anfangs aus ihrer moralischen Integrität, so wurde dieser Impuls schleichend überlagert von Militanz und Hass. Aus einer Rede eines Germanistikstudenten (des späteren Schriftstellers Peter Schneider) auf der FU-Vollversammlung am 5. Mai 1967 wird dieser fatale Mechanismus deutlich: "Wir haben in aller Sachlichkeit über den Krieg in Vietnam informiert, obwohl wir erlebt haben, daß wir die unvorstellbarsten Einzelheiten über die amerikanische Politik in Vietnam zitieren können, ohne daß die Phantasie unserer Nachbarn in Gang gekommen wäre, aber daß wir nur einen Rasen betreten brauchen, dessen Betreten verboten ist, um ehrliches, allgemeines und nachhaltiges Grauen zu erregen. Wir haben vollkommen demokratisch gegen die Notstandsgesetze demonstriert, ... aber daß wir nur die polizeilich vorgeschriebene Marschrichtung zu ändern brauchen, um den Oberbürgermeister und die Bevölkerung aus den Betten zu holen. Wir haben ruhig und ordentlich eine Universitätsreform gefordert, obwohl wir herausgefunden haben, daß wir gegen die Universitätsverfassung reden können, soviel und solange wir wollen, ohne daß sich ein Aktendeckel hebt, aber daß wir nur gegen die baupolizeiliche Bestimmungen zu verstoßen brauchen, um den ganzen Universitätsaufbau ins Wanken zu bringen. Da sind wir auf den Gedanken gekommen, daß wir erst den Rasen zerstören müssen, bevor wir die Lügen über Vietnam zerstören können, daß wir erst die Marschrichtung ändern müssen, bevor wir etwas an den Notstandsgesetzen ändern können, daß wir erst die Hausordnung brechen müssen, bevor wir die Universitätsordnung brechen können."

Und so wurde die Hausordnung verletzt, der Rasen betreten, Steine geworfen und in Frankfurt ein Kaufhaus in Brand gesteckt. Das Bürgertum wurde getroffen, aber in einer Art, die es verhinderte, Einsicht zu zeigen, denn die Provokationen sollten ja alle Spielregeln durchbrechen, auch die möglicherweise sinnvollen. Die Studentenbewegung war ein "Abbruchunternehmen", sie zerstörte das Alte, das ohne Kraft war, ohne daß das Neue schon Konturen hatte. Überall herrschte die Anti-Haltung, von der Anti-Pädagogik bis zur Anti-Germanistik. "Ändere dein Leben", hieß es, aber die wenigsten wussten, wie sie sein wollten und wie sie dahin kommen.

Die prügelnde Polizei, schrecklich fehlinformiert durch die bürgerliche Presse, missverstand

sich als Garant der "Ordnung"; bei den Studenten vermengte sich berechtigtes Anliegen und der psychopathologische "Aufstand gegen die Väter" zu einem unentwirrbaren Knäuel. Beide Kontrahenten waren aneinandergekettet in einer nicht durchschaubaren Dynamik von Gewalt und Gegengewalt, von bewusst herbeigeführter Provokation und der affektgeladenen Gegenreaktion darauf. Auf beiden Seiten war viel Unvernunft.

Der Protest und später die Revolte waren übrigens durch und durch männlich, Frauen hatten nichts zu melden, und doch war gerade der "Weiberrat" der SDS-Frauen (in Frankfurt) eine der Keimzellen der heute recht starken Frauenbewegung. Damals wollte Mann die gesamte Gesellschaft umkrepeln, die versteinerten Verhältnisse des Adenauer-CDU-Staates zum Tanzen bringen, ehe der Umschlag in einen autoritären Staat stattfindet, doch gegenüber Frauen und ihren Problemen waren die Genossen taub. Mit dem Hinweis auf den Hauptwiderspruch zwischen Kapital und Arbeit wurde der sogenannte Nebenwiderspruch weiblich/männlich trocken abgebügelt. Die Geschichte der Studentenbewegung ist auch die Fortsetzung der unendlichen Geschichte von der Missachtung der Frau.

Der SDS war - wie die Gesamtbewegung - in der Aktionsfrage gespalten, eine Spaltung, die nie überbrückt werden konnte. Die einen wollten die bewusste Missachtung gesetzlicher Vorschriften; die anderen, älteren, fanden das idealistisch, naiv und "putschistisch". Es sei idiotisch, in einer nicht einmal vorrevolutionären Situation das Kleben einiger Plakate mit dem rhetorischen Brimborium revolutionärer Illegalität zu bemänteln.

Die Debatte über den richtigen Weg hatte etwas Gespenstisches, war aber typisch für den Stil der Auseinandersetzung unter den Wortführern der Studentenbewegung wie Rudi Dutschke, Wolfgang Iefèvre, Bernd Rabehl, Daniel Cohn-Bendit und Hans-Hubert Kahl, die die übrigen Sympathisanten und Mitläufer nur mit offenem Mund bestaunen konnten. Die theoretische Grundlage waren unhinterfragt die Werke von Marx, Lenin, Engels, Lukacs und anderer marxistischer Autoritäten, die man sich mit belesener Verbissenheit um die Ohren haute. Insbesondere die Lektüre des "Kapitals" verbreitete sich wie ein Buschfeuer, forciert vom "Argument-Club". Die Texte der Zeitschrift "Das Argument" waren sprachlich und inhaltlich ungenießbar, wurden aber gerade zu jener Zeit mit nie wieder erreichter Begeisterung genossen. Wie viele andere Symbole der damaligen Jugend war der Erwerb der blauen "Kapital"-Bände ein wichtiges Zeichen für eine wachsende Unabhängigkeit vom Elternhaus und vom herrschenden Staatsapparat. Mit dem linearen marxistischen Geschichtsmodell vom Urkommunismus bis zur kommunistischen Gesellschaft hatten die Studenten endlich einen sicheren Hafen mit einer ideologischen Homogenität gefunden, den sie gegen jeden Angriff verteidigten.

Viele Studiengänge wurden auf eine "historisch-materialistische Grundlage" gestellt, was bedeutete, daß Erstsemester in die trockenen und umständlichen Gedankengänge des "Kapital" von Karl Marx eingeführt wurden - man hörte viel über diese denkwürdige Neuerung seufzen und wehklagen. Die wenigsten verstanden, um was es ging. Beispiel gefällig? "Waren der allmächtige Gott und seine Kirche der Liebe mit ihren tiefwurzelnden archetypischen Symbolen ursprünglich eine Projektion des Verdrängten und damit zumindest indirekte Kritik am Bestehenden, so degenerierte Gott, indem man die schlechte Welt mit ihm in Einklang brachte, zum patriarchalischen Über-Ich, das die jeweilige Form der Unterdrückung übernahm und rechtfertigte." War der Marxismus der Vater, so muß die Psychoanalyse als Mutter der Theorie gelten - "doch das Kind ist häßlich, kraftlos und ohne Blut", wie der Zeitgenosse Peter Mosler zehn Jahre später feststellte. Die Agitation der Studenten durch sogenannte Kader wurde zu einer ständigen Quelle der Belästigung und des

Ärgernisses. Nicht nur in den Seminaren wurden marxistische Slogans in die Menge geschleudert und eine Handvoll Rebellen versuchten mit angelesenen Marx-Theoremen Staat zu machen, auch noch während der Mittagspause wurde in der Mensa per Megaphon und einer Flut von Flugblättern zur nächsten Demo aufgerufen. In den Geisteswissenschaften war zeitweise an ernsthaftes Studieren überhaupt nicht zu denken. Das Lieblingswort zur Bezeichnung von Professoren wurde "Fachidiot", die gängigsten Beschimpfungsphrasen waren "kleinbürgerlich", "konterrevolutionär" und "faschistisch".

Dieser seltsame Antifaschismus blieb jedoch "schrecklich unbewußt", worauf der vorhin schon zitierte Peter Schneider kürzlich hinwies. Der Vorwurf des "Faschismus" oder des Faschist-Seins war kaum mehr als eine Attitude, ein "Schimpfreflex", weil alles und jeder mit diesem Etikett versehen wurde: die Neonazis ebenso wie die Sozialdemokratie und selbst der Genosse nebenan, wenn er abweichender Ansicht war. Die versäumte "Trauerarbeit" schlug sich am verheerendsten in der Gewalt-Diskussion nieder. Hier stieß viel zusammen: Da ist zum einen die "Diktatur des Proletariats", die sich angeblich im Sozialismus freiwillig selbst auflöst, mit der aber zunächst einmal Zwangsmaßnahmen gegen alle "Feinde des Sozialismus" gerechtfertigt erschienen. Dann das Widerstandsrecht im Grundgesetz. Dann die Debatte über den Unterschied von Gewalt gegen Sachen und Gewalt gegen Personen. Ferner die Guerilla-Romantik eines Che Guevara, verpflanzt in Studentenbuden in Berliner Hinterhöfen. Diese Diskussionen sind heute noch nicht abgeschlossen. Für einige wenige, die späteren Stadtguerillos, führten die Ideen in den verselbständigten Terror, vor dem bereits Rudi Dutschke warnte. Die Liquidierungsbescheide der RAF sind in der Sprache der Nazis geschrieben: "Wir haben seine klägliche und korrupte Existenz beendet." Die Täter haben ihre Motive nie geprüft und müssen wiederholen, was sie ihren Vätern vorwerfen. Es gehört mit zur Tragik der Studentenrevolte und der nachfolgenden Bewegungen, daß sie immer noch ihr unaufgearbeitetes, nicht zu übersehendes Bündelan psychischen Problemen mit sich tragen.

Schüsse auf Dutschke

Trotzdem: Zum ersten mal in 20. Jahrhundert gab es eine demokratische Studentenbewegung. Die Bewegung schwappte von der Hochschule in andere Bereiche der Gesellschaft, ohne daß der SDS eine neue organisatorische Form gefunden hätte. Er zerfaserte und löste sich wenige Jahre später (im März 1970) selbst auf. Der Staatsschutz durchsuchte die SDS-Räume, die Politiker warnten vor den "prokommunistischen Kräften", während die NPD scheinbar unbehelligt wuchs. Der Todesschütze von Ohnesorg, Kurras, war freigesprochen worden, der Student Fritz Teufel, der vor der Oper einen Stein geworfen haben soll, immer noch in Haft. Bürgermeister Albertz und die Springer-Presse versuchten zu vertuschen, was am 2. Juni 1967 geschah, doch ein studentisches Komitee unter Leitung des Rechtsanwalts Horst Mahler deckte Lüge für Lüge auf. Die Springer-Presse schrieb nur von den kommunistisch unterwanderten "Narren" und "Klippschülern", denen empfohlen wurde, nach "drüben" zu gehen. Kleingruppen-Guerillos fuhren durch Berlin und zerschmissen alle Fensterscheiben von Springer-Filialen. Prof. Erwin K. Scheuch fragte: "Bereiten die Studenten den Bürgerkrieg vor?" Im Februar 1968 schließlich das "Vietnam-Tribunal" mit Abschlußdemonstration. "Wir sind eine kleine radikale Minderheit", riefen die 12 000. In der Stadt roch es nach Progom. Der Verwaltungsangestellte Lutz Dieter Mende wurde auf der Gegenveranstaltung der braven Bürger Berlins vor dem Rathaus Schöneberg fast gelyncht, weil einige ihn für Dutschke hielten. Am 11. April 1968 dann die Schüsse von Joseph Bachmann, diesem "irre gemachten Kind", wie Wolf Biermann dichtete, auf Dutschke.

Entsetzen und Lähmung - es war, als ob die Studentenbewegung für einen Moment das Atmen

vergaß. Doch dann hieß es: "Der wirkliche Schuldige heißt Springer, und die Mörder heißen Neubauer und Schütz!" oder "Springer zielt - Bachmann schießt". Nachts brannten die Lieferwagen des Springer-Verlags, in Brand gesteckt durch Molotow-Cocktails, die die Demonstranten dem Berliner Verfassungsschutzagenten Urbach bereitwillig abnahmen. Am nächsten Tag waren 10 000 Demonstranten unterwegs, aber nur ein Springer-Lieferwagen konnte gestoppt werden. In München starben bei ähnlichen Straßenschlachten zwei Demonstranten an ihren Verletzungen. Unabhängig von den Ereignissen in Paris (Pariser Mai) und der Bundesrepublik kam es in nahezu allen Erdteilen zu Universitätsbesetzungen, Massendemonstrationen und Straßenschlachten, die alle mit Forderungen nach mehr Demokratie begannen und oft in einem Blutbad endeten. Negeraufstände in den USA im Juli 1967 mit 68 Toten, der Pariser Mai 1968, die Niederschlagung des Prager Frühlings im August '68 und das Massaker in Mexiko City, zehn Tage vor den Olympischen Spielen, mit 500 toten Studenten und Schülern markieren die Blutspur staatlicher Gewalt. Der Mord an Martin Luther King, der Schuß auf den friedfertigen Benno Ohnesorg, der Tod Che Guevaras und das Attentat auf Dutschke hinterließen Angst, Trauer und einen richtungslosen Nihilismus.

Nach dem Attentat auf Dutschke folgten ein paar Monate der relativen Ruhe in Berlin, doch im November 1968, anläßlich eines Ehrengerichtsverfahrens gegen Rechtsanwalt Mahler, setzten 2000 Demonstranten zur ersten wirklich militanten, steinebewehrten Offensive gegen die Polizei an. Man darf sich das jedoch nicht so vorstellen, als hätten alle Demonstranten leichten Herzens zum Stein gegriffen. Die meisten hatten Angst, wie sie erst Jahre später bekennen konnten, Angst, die sie damals nicht als Kritik an der neuen Eskalation im SDS zu äußern gewagt hatten. Erstmals waren zwar die Demonstranten "Sieger" auf der Straße, aber es war ein Pyrrhus-Sieg. Mahler kam natürlich nicht frei. Nach der Tegeler-Weg-Aktion begann die "erpreßte Solidarität" mit den Militanten, der sich viele durch die Abkehr vom SDS entzogen. Und die "Schlacht am Tegeler Weg" markierte das Ende der Tschakos und den Anfang der Polizeiaufrüstung.

Der Moralkodex des Revolutionärs verlangte, mit der bürgerlichen Gesellschaft abzuschließen und das auch von den anderen zu verlangen. Marcuses "Eros und Kultur" oder Wilhelm Reichs "Die Funktion des Orgasmus" wurden gelesen, vorzugsweise als Raubkopien, die überall an der Uni feilgeboten wurden. Die Psychoanalyse, die bis dahin öffentlich keine Rolle spielte, wurde praktisch neu entdeckt und fand Eingang in die Bewegung, wenn auch in der eher fragwürdigen Form des Mystikers Wilhelm Reich. Wieder wurde ein ungeheurer Elan entfaltet, ein unerhörter Aufbruch zu neuen Ufern gewagt, der bis heute wirkt. Wie schwer und schmerzhaft dieser selbst auferlegte, oft durch Gruppendruck erzwungene Aufbruch in neu entdeckte Freiheiten war, kann vielleicht nur der ermessen, der an sich selbst weitreichende innere und äußere Veränderungen versucht hat. In endlosen Diskussionen versuchten die Kommunen I und II stellvertretend für viele, den "Reaktionär in uns selbst zu überwinden", einschließlich seiner "sexuellen Besitzansprüche", ein Experiment, daß durch den letztlich inkompetenten Einsatz von Psychologie zu Psychoterror verkam und im Katzenjammer endete. Ein Ergebnis der Diskussion jedenfalls war die Selbstauflösung von SDS und der universitären Studentenvertretung, die sich in ähnlich kleinen Kollektiven organisieren sollten - dahinter stand die Hoffnung auf Selbstorganisation der Basis.

Auf der Suche nach Hebeln zur Veränderung der Gesellschaft wurde die Kindererziehung entdeckt. Die Kinder wenigstens sollten frei und antiautoritär aufwachsen, um die Gleichschaltung in der repressiven Gesellschaft zu unterlaufen. Der englische Pädagoge

Alexander Neill erlebte mit seinen Büchern über Summerhill eine ungeheure Popularität. Freiheitlich gesinnte Eltern umgingen die staatlichen Kindergärten und gründeten "Kinderläden", eine bis heute existierende Bewegung. Doch die bloße Lektüre der Bücher des Psychologen Wilhelm Reich und des Kinderfreundes Neill reichten nur begrenzt zu einer sinnvollen Entwicklung: Die antiautoritäre Erziehung kippte allzuoft um ins Chaotische und die Eltern hatten trotz aller hochherzigen Bemühungen keine rechte Vorstellung davon, wie sie ihre verinnerlichten Kulturzwänge und Persönlichkeitsdefizite bearbeiten könnten.

Das gegenseitige Versprechen zu "emanzipatorischem Lernen" und zur "permanenten Hochschulkritik" ließ sich nicht durchhalten, das latente Chaos erschöpfte über kurz oder lang die Kraft eines jeden. Nach wie vor standen die Studenten eher am Rand der Gesellschaft, für das "Establishment" galt der Campus als feindliches Ausland. Um ihre Basis zu verbreitern, wandten sich die Studenten der Arbeiterklasse als unterdrückteste und "entfremdetste" Gesellschaftsschicht zu, überforderten sich aber schnell mit den neu auftauchenden Problemen der Organisation der Werktätigen. Die Arbeiter hatten mehr zu verlieren als ihre Ketten, sie verdienten einigermaßen und genossen die Ruhe, sie "verbürgerlichten in den Ländern mit hohen sozialen Errungenschaften", wie Dutschke es formulierte. Von der Revolution, der Beseitigung des Kapitals und der Errichtung der Diktatur des Proletariats wollten sie nichts wissen. Die krasse Fehleinschätzung vom "revolutionären Potential" ist vermutlich Karl Marx zu verdanken, der die Arbeiter ein für allemal als das "revolutionäre Subjekt" bezeichnete. Daß die sozialistischen Intellektuellen sich zwar vom sozialen Ort ihrer Geburt entfernten, aber eben doch nie Arbeiter werden konnten, wurde mit dem großmäuligen Anspruch überdeckt, Kopf beziehungsweise Avantgarde der Arbeiterklasse zu werden, unter sorgfältiger Ausklammerung der Frage, ob die Arbeiter wohl gern die „Faust“ der Linken in der Universität seien?

Durch fortschrittliche Hochschulgesetze wurde der Kleinkrieg zwischen Studenten und Professoren gemildert, hörte aber nicht auf, da sich nun die linke Studentenschaft zersplitterte. Die Gründung der vielen marxistisch-leninistischen Parteien, die meist unter konspirativen Umständen vollzogen wurden, war bereits Teil des Niedergangs der Bewegung. Statt großer und großzügiger Persönlichkeiten herrschten kleinkarierte Klüngel, die eifersüchtig über die ideologische Reinheit ihrer Lehre wachten; je näher Genossen und Konkurrenzgruppen der eigenen Position nahekamen, um so unbarmherziger wurden abweichende Nuancen verfolgt. Humorlosigkeit gehörte zu den hervorstechendsten Merkmalen der Sekten, das Korsett des "demokratischen Sozialismus" schnürte den Atem ab. Haarklein wurde "bewiesen", daß es "nichts bringt", einer alten Frau über die Straße zu helfen, da der allgemeine Zustand der Welt dadurch nicht verändert werde. Aus dem gleichen Grund war man gegen Mitbestimmung und Betriebsräte. Unter der stahlharten Ordnung der "antiimperialistischen Massenorganisationen" feierten kritiklose Parteidisziplin und Gehorsam fröhliche Auferstehung. Das alles trug Züge eines autoritären Kontrollwesens von leninistischer und stalinistischer Prägung und ließ die kommunistischen Kaderparteien von vornherein antidemokratisch erstarren.

Dieses "Das bringt nichts", ein Totschlage- und Abwürgeargument, führte zu einer allgemeinen gedanklichen Lähmung, die politisch und individuell verheerend wirkte. Welchen Sinn konnte es noch haben, den wichtigen Schritt ins Berufsleben zu wagen, wenn man doch nur ausgebeutet wird und der Profitmaximierung der Kapitalisten dient? "Dies ist kein Leben, bei dem es besondere Freude macht, am Leben zu bleiben." Mit solchen Sätzen versuchten die intellektuellen Proletarier die Stimmung der Lohnarbeiterschaft widerzugeben, drückten aber doch nur ihre eigene Stimmung aus. Die tonangebenden Marxisten-Leninisten waren

Fatalisten der Geschichte, sie sprachen von der "Notwendigkeit", der "objektiven Tendenz". Das Subjekt verschwand aus dem Geschichtsverlauf. Intellektuelle Ausbildung sahen die Orthodoxen als Schuld vor dem Proletariat an, die sie in der Produktion abtragen wollten. Viele gingen in die Betriebe, wenige blieben dort, die "Wahrheit des Klassenkampfes" interessierte dort nicht sonderlich. Die Parteigänger vertrösteten auf den Sozialismus, der alle Probleme lösen würde: das Arbeitsmarktproblem, die Frauenfrage, die Demokratisierung, die Aufhebung der Entfremdung. "Man kann keine sozialistische Inseln im Kapitalismus gründen", hieß es kategorisch. Doch wenig später entstanden vielfältige sozialistische, basisdemokratische oder sonstwie alternative Projekte, die die antiautoritären Gedanken wieder aufgriffen. In dem Rowohlt-Buch "Wie links dürfen Journalisten sein", um ein Beispiel zu nennen, wurde von einem Autorenkollektiv (auch davon gab es damals viele) behauptet, daß jeder Journalist vor allem wegen der Abhängigkeit der Medien von der Werbung unentrinnbar den kapitalistischen Gesetzmäßigkeiten unterliege. Die publizistische Bewegung der Stadt-, Alternativ- und Gegenzeitungen einschließlich der "Tageszeitung" und der sozialistischen "Neuen" (letztere inzwischen eingegangenen), mit denen gegen das Presse-Monopol zu Felde gezogen wurde, strafte diesen Thesen Lüge.

Was bewirkte die Studentenbewegung?

Vieles konnte nicht angesprochen werden - es fehlt die Schülerbewegung, die die Studentenrevolte in die Provinz trug, es fehlt die Diskussion darüber, ob die DDR sozialistisch ist oder nicht, es fehlt das Thema Drogen, die zur Bewusstseinsweiterung verhelfen sollten und ins nackte Elend führten. Aber eine Frage drängt sich geradezu auf: Was bewirkte die Studentenbewegung? Was hat sich verändert? Was ist übrig geblieben? Die damals geäußerte Kulturkritik gilt doch nach wie vor, Konsumorientierung und Passivität haben sich durch steigenden Wohlstand und weitere Medienangebote eher noch verfestigt. Springers Zeitungen sind die gleichen geblieben, der Konzern wurde nicht enteignet, die NATO wurde nicht zerschlagen, der Staatsschutzapparat wurde ausgebaut und der Numerus Clausus gehört zum festen Bestandteil der Universitäten. Fast alle Auslöser der Studentenbewegung bestehen fort, wirken aber nicht.

Was sich unbestritten aus der APO entwickelte, das sind die Jugend-, Frauen-, Atomkraft-Nein-Danke-, Friedens- und ähnliche Bewegungen einschließlich der Bürgerinitiativen, aus denen wiederum die heute so wichtigen "Grünen" hervorgingen. Der Anspruch, die "bürgerliche Trennung" zwischen Privatleben und politischer Arbeit aufzuheben, fand eine realistische Umsetzung in der Gründung jener vielen alternativen Betriebe, die uns heute schon vertraut sind. Geblieben, wenn nicht sogar vertieft, ist das abgrundtiefe Mißtrauen gegen die Repräsentanten von Staat und Parteien.

Die APO scheiterte nicht nur an der unflexiblen, intoleranten und autoritären Reaktion der herrschenden Mächte, sondern auch an inneren Widersprüchen, strukturellen Defiziten und unverzeihlichen Fehlern: Die einseitige und nicht vermittelte Orientierung auf Marx, der wachsende Dogmatismus und Fanatismus mit ihren nie aufgearbeiteten Machtgelüsten und Größenphantasien im Hintergrund, die immer abstruseren Analyseergebnisse und Fehleinschätzungen über "die" Arbeiter, das abstoßende Provozieren und Agitieren und die gemeinschaftszerstörende Lust an Gewalt und Aggression, die sich unter anderem in den unverblühten Drohungen bei abweichendem Verhalten zeigte. Die moralischen Qualitäten der Bewegung wurden überschätzt und verbrauchten sich schneller als geahnt. Die studentische Jugend hätte gute Mentoren gebraucht, aber gerade an solchen Ratgebern herrschte empfindlicher Mangel. Am verheerendsten war der Weg der RAF in den Terror.

Kann man der Studentenbewegung und der APO aus all dem einen Vorwurf machen? Ich glaube nicht. Die Bewegung hatte ihre eigene Logik; ihre Fehler waren fast unvermeidlich, weil alles, was sie probierte, neu war. Der Marxismus als eigenständige wissenschaftliche Kraft wurde wiederentdeckt (allerdings inzwischen fast vollständig wieder vergessen). Wiederentdeckt wurde, nach ihrer Vertreibung und Vernichtung im Faschismus, die Psychoanalyse, die in ihren seriösen und unseriösen Verzweigungen heute einen ganzen Psychomarkt füllt. Die Einstellung zur Sexualität und die Umgangsformen haben sich unter dem Einfluß der APO liberalisiert. Die Probleme der Dritten Welt drangen ins öffentliche Bewußtsein. Erst seit der Studentenbewegung sind Alternativen zu allen Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens denkbar geworden. Vieles von dem, was versucht wurde, ging daneben. Aber heute, nach 40 Jahren, ist es kein Kunststück, sich schlauer als damals zu fühlen.

+ + +

LITERATUR

Ulrich Chaussy: *Die drei Leben des Rudi Dutschke*; eine Biographie. Luchterhand Verlag, Darmstadt/Neuwied 1983.

CheSchahShit - Die Sechziger Jahre zwischen Cocktail und Molotow. Ein BilderLeseBuch. Elefanten Press Berlin 1984.

Freie Universität Berlin, Hochschule im Umbruch, Teil IV, 1964-1967. Dokumentation FU Berlin: Berlin 1975

Peter Mosler: *Was wir wollten, was wir wurden*; Studentenrevolte -zehn Jahre danach. Rowohlt TB-Verlag, Reinbek 1977, 296 S.

Michael Ruetz: *Ihr müßt diesen Typen nur ins Gesicht sehen - APO Berlin 1966 bis 1969*. Verlag Zweitausendeins, Frankfurt 1980.

Peter Schneider: "Im Todeskreis der Schuld". In: DIE ZEIT, 27.3.87, S. 65f